

Für unsere Kinder

Nr. 6 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Freude. Von J. J. David. (Gedicht.) — Bei den Märchenkindern. Von Ernst Amsloh. — Knecht Ruprecht. Von Emma Döth. (Gedicht.) — Bilder von einer Reise nach Island und den Westmännerinseln. Von E. Sonnemann. — Spiele der Tiere. II. Von ed. — Die Mühle, die auf dem Meeresgrund mahlt. Ein nordisches Weihnachtsmärchen. — Schnee. Von J. Trojan. (Gedicht.)

Freude.

Von J. J. David.

Und liegt in endloser Ferne gleich
Das heiß ersehnte, das künftige Reich,
Und herrscht auf Erden noch stets das Gebot
Der nagenden Sorge, der bitteren Not,
Regieren diese verstörte Zeit
Noch immerdar Haß und immerdar Streit —
Für kurze Weil' bringt die Argen zu Schweigen.
Es ruft das Christkind — auf denn zum Reigen,
Der aller Sorgen überschreit . . .

○ ○ ○

Bei den Märchenkindern.

In dem zierlichen Pavillon des Märchengartens herrschte große Geschäftigkeit. Hier hielten sich die Märchenkinder am liebsten auf.

Frau Holle und die Hexe kamen meistens nicht bis hierher, ihnen war der Weg zu weit; auch Aschenbrödel's Stiefmutter ließ die Kleinen hier in Ruhe, obwohl sie sonst keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um an ihnen herumzumäkeln.

Gestern waren die meisten Märchenkinder wieder zum erstenmal auf der Erde gewesen und hatten dort kleine Menschenkinder erfreut.

Aber diese Kinder waren noch nicht aufmerksam gewesen, einige waren sogar mitten in der Geschichte von den sieben Raben wegelaufen, auf die Straße, um dort Ball zu spielen.

Nun saßen die Märchenkinder hier beieinander und erzählten sich ihre Erlebnisse und puzten sich dabei gegenseitig.

Das fleißige Mädchen von Frau Holle hatte nämlich gesagt, daß die Märchenkinder für die kleinen Menschenkinder noch nicht blühelant genug gewesen seien. Aschenbrödel's goldener Pantoffel hätte nicht genug glänzt, und Rot-

käppchen hätte ihre Mütze schief aufgehakt, und Hänsel hätte ein Hemdenzipfel aus der Hose geschaut, und Dornröschens Krönlein wäre staubig gewesen, und — —

Da war sie von Gretel, Hänsels Schwester, unterbrochen worden:

„Bis auf Hänsels Hemdenzipfel hast du recht, der Zipfel muß doch herausgucken, das gehört ja zu unserem Märchen! Sonst aber habe ich mich auch geärgert, daß wir den Kindern da unten auf der Erde noch nicht so recht gefallen haben, wir müssen uns eben besser herauspuhen.“

Und da waren alle an die Arbeit gegangen! Sei, wie die kleinen Händchen flogen! Denn jedes Märchenkind wollte doch den Erdenkindern am besten gefallen.

Dornröschchen rief das Krönlein, daß es nur so funkelte, und dann ging es an das Spinnrad und wischte jedes Staubkorn fort.

Sneewittchen nahm die sieben Zwerge einzeln vor, wusch sie sauber, puzte ihnen die Näschchen, kämmte ihnen Haar und Bart und strahlte dann ihre eigenen schönen schwarzen Haare.

Aschenbrödel war so fleißig, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief. Jedes Küchengerät nahm es noch einmal vor und wuschte so lange daran herum, bis man sich drin spiegeln konnte.

Rottkäppchen's Wolf grunzte nach einem Kamm und nach einer Bürste; er wollte auch einen Scheitel gekämmt haben wie die sieben Zwerge. Aber Hänsel nahm den Wolf beim Schwanz und drehte ihn dreimal um sich selbst und sagte lachend:

„Du bist und bleibst doch ein Dummbart! Du mußt ja gerade wild aussehen, sonst fürchten sich die Kinder doch nicht vor dir! Ein Wolf mit einem Scheitel! Hahaha!“

Aber Gretel drohte Hänsel mit dem Finger und sagte: „Brüderchen, noch ist keine Zeit zum Spielen! Hast du schon die Fenster im Pfefferkuchenhaus gepuzt?“

„Nein, strenges Schwesterlein,“ lachte Hänsel, indem er den Wolf losließ, der sich dann noch einmal von selbst im Kreise herumdrehte, „aber damit werde ich noch fertig, ehe du es denkst.“

„Das sagst du Hans Leichtfuß immer, und wenn die Arbeit nachher nichts taugt und Frau Hexe schilt, dann —“

„Dann legt Schwesterlein wieder ein gutes Wort für mich ein! Bist doch mein lieb Gretelcin, Schwesterchen, komm tanz' mit mir, Beide Hände reich' ich dir.“

Und damit hatte er das fleißige Gretchen schon umfaßt und hüpfte mit ihr im Pavillon rum.

Aber Fröhlichkeit steckt an, und so dauerte es nicht lange, da tanzten sie alle vergnügt miteinander und durcheinander. Selbst der Wolf hatte sich von dem gestiefelten Kater bereben lassen, mit ihm herumzutanzten. Das sah aber so possierlich aus, daß die anderen vor Lachen stillstanden und den beiden zuschauten.

„Issegrim, wie fein du tanzen kannst,“ lachte Gretel, „komm, wir wollen auch mal eine Tour machen.“

Der Wolf fühlte sich geschmeichelt und machte so plump-graziöse Bewegungen, daß die anderen sich beinahe kugelten vor Lachen.

Da öffnete sich die Thür, und es kam noch ein Märchenkind, das Christkind, herein. Es war noch im Nachtkleid.

„Was macht ihr für einen Lärm,“ sagte es mißmutig, „dabei kann man ja nicht einmal schlafen.“

„Warum schläfst das gnädige Fräulein denn so lange,“ fragte Hänfel spöttisch, „wir anderen sind schon lange auf.“

„Ja, ihr anderen! Ich bin auch ein besonderes Märchen, meine Zeit ist noch nicht gekommen. Wenn ich aber erst hinuntersteige zu den Menschen, verblaßt ihr alle vor mir.“

Mit der schönen Stimmung der Märchenkinder war's aus.

„Ahnte ich es doch schon, daß du mit deinem Hochmut wieder Streit anfangen würdest,“ schalt Hänfel, der das Christkind überhaupt nicht leiden konnte; es war ihm immer zu stolz im Verkehr mit den anderen Märchenkindern und zu demüthig vor den Großen im Märchengarten.

„Laß sie doch,“ meinte Gretchen.

„Kümmern wir uns doch nicht um sie,“ schlug Rotkäppchen vor.

Aber Eneewüttchen und Dornröschen suchten zu begütigen. Das Christkind gehöre doch schließlich auch zu ihnen.

„Freilich tut es das,“ sagte Hänfel, „aber es vergißt das nur immer zu oft. Weil gerade zu Weihnachten viele Menschen vom Christkindchen etwas mehr wissen wollen, weil ihnen von Kindheit an eingeredet worden ist, das Christkindchen sei etwas ganz Besonderes, so bildet sich unser Fräulein Märchenschwester auch wirklich ein, sie sei mehr als wir.“

„Bin ich auch,“ sagte das Christkindchen, „ihr seid nur gewöhnliche Märchen, ich bin aber etwas ganz anderes, etwas Frommes, Heiliges, ich bin viel mehr als ein Märchen.“

„Das kannst du unten auf der Erde den Kindern erzählen, die das glauben wollen,“ sagte Hänfel, „uns brauchst du damit nicht zu kommen! Wir wissen es doch besser, wir kennen dich und deine Herkunft sehr genau, du bist genau so ein Märchen wie wir, nichts mehr und nichts weniger.“

„So? Das sag' ich meiner Mutter und meinem Großvater! Die wissen es besser als du, du — du — gönnst es mir ja nur nicht.“

„Ich gönne jedem, was ihm zukommt. Daß du aber so bevorzugt wirst, das kann ich nicht leiden. Das ist ungerecht! Aber es freut mich, daß es langsam anders wird.“

„Was wird langsam anders?“ So fragten die anderen Märchenkinder, die dem Streit zwar still zugehört hatten, innerlich aber doch auf Hänfels Seite waren.

„Ach, ihr müßt selbst die Augen und Ohren offen halten, wenn ihr unten auf der Erde seid,“ sagte Hänfel, „dann werdet ihr manches erfahren. Ich weiß ganz genau, daß das Christkind längst nicht mehr so wichtig genommen wird wie früher. Die Menschen denken jetzt anders darüber.“

„Ja, das ist mir auch schon aufgefallen,“ warf einer von den sieben Zwergen dazwischen, „die Menschen und selbst ihre Kinder lächeln immer so sonderbar, wenn sie vom Christkindchen sprechen.“

„Neulich hörte ich ein Kind sagen: es gibt gar kein Christkind,“ rief Däumling aus dem Hintergrund.

„Seht ihr's,“ frohlockte Hänfel, „achtet nur darauf, dann werdet ihr bald ebensoviel wissen wie ich.“

„Du bist ein schlechter Kerl,“ heulte das Christkind, „nun weiß ich auch, woher es kommt, daß ich nicht mehr soviel auf der Erde zu tun habe wie früher. Du hast mich angepöbeln!“

„Mache dich doch nicht lächerlich! Aus der Erde kann ich doch nichts anderes sagen als mir das Märchen vorschreibt. Aber ich will dir sagen, woher es kommt, daß sich die Menschen von dir abwenden: Du wirst ihnen als etwas Besonderes, Höheres aufgedrängt. Das mögen nicht alle. Darum ist es für dich auch besser, du hältst dich wieder mehr zu uns und bleibst unter uns als ganz gewöhnliches Märchen. Dann wirst du zwar in Zukunft nicht mehr sein als wir, sondern auch nur ein ein-

faches schlichtes Märchen. Aber das ist doch gerade genug, nicht wahr?"

"Hänsel hat recht," riefen die Märchentinder da alle und begannen aufs neue, fröhlich im Kreise herumzutanzten, „Märchen sein ist schön, und heute abend gehen wir wieder hinunter auf die Erde und erfreuen dort die Kinder.“

"Ja, und heute abend werden die Kinder auch schon aufmerksam sein, gestern war es noch zu früh zum Märchenerzählen, und das Wetter war zu schön. Da spielten sie lieber im Freien. Heute abend aber pfeift der Wind, und dann sehen sich die Kinder gern an den Ofen und lesen sich Märchen vor.“

"Ja, und dann haben wir heute auch alle unsere Sachen besser gepuht als gestern.“

"Und der Wolf hat gar das Tanzen gelernt.“

"Daß du aber heute abend nicht etwa mit mir tanzest, statt mich aufzufressen," drohte Rotkäppchen.

Da sperre der Wolf seinen Rachen auf und machte ein so wildes Gesicht, daß die kleinen Märchentinder aus lustigem Schrecken alle davonliefen.

Ernst Hynsloh.

o o o

Knecht Ruprecht.

Von Emma Börs.

Nun duftet nach Tannen es weit und breit,
Und senkt sich der Abend hernieder,
So ist er voll flüsternder Heimlichkeit,
Voll fröhlicher Kinderlieder.

Und neulich, im Dämmern, da ist es geschehn,
Da hab' ich leibhaftig Knecht Ruprecht gesehn.

Ich frug ihn gleich, ob es noch Freude ihm macht,
Im Winter die Welt zu beglücken.

Da hat er erst still in den Bart sich gelacht,
Und sprach dann mit schelmischen Blicken:

Ja, sollen die Menschen am Licht sich erfreun,
So muß es vorher erst recht dunkel wohl sein.

So hab' ich's gehalten, da einstens ich ritt
Als Wodan hin über die Erde,
Hellflammende Feuer brachte ich mit
Und sprach mein gewaltiges Werde!
Ich kündet' in Nacht und in Dunkelheit
Der Sonne künftige Herrlichkeit.

Die Feuer verloschen. Was heilig einst war,
Das galt dann als ruchlos auf Erden.

Jahrhunderte gingen, und wandelbar
Beschloß ich ein andrer zu werden.

Doch heiß' ich nun Ruprecht und Weihnachts-
mann,

Stets zünd' ich die Kerzen der Freude an.

Schon nahest die große Sonnenwendzeit
Und ruft zum gewaltigen Kriege,
Zum Kampfe, in dem sich die Menschheit befreit
Von Dunkel und Knechtschaft und Lüge.
Dann ruf' ich die Jungen und Alten heran,
Und zünde den schönsten Weihnachtsbaum an.

o o o

Bilder von einer Reise nach Is- land und den Westmännerinseln.*

Auf der Reise von Kopenhagen nach
Leith (Schottland).

Ihr Lieben! Diesen Brief schreibe ich mitten auf der Nordsee. Längst ist die Küste des Festlandes ins Meer gesunken. Nur Himmel und Meer ringsum. Ihr wißt ja, wie ich mich auf diesen Augenblick schon lange vorher gefreut habe. Ach, das Meer! Wie soll ich Euch nur seine Größe und Macht, seine leuchtende Herrlichkeit in Worten schildern? Stundenlang stehe ich auf Deck und schaue hinaus auf die bewegte Flut, bis sich mein Blick in graue Fernen verliert, wo Dunst und Nebel die Grenze zwischen Wolken und Wasser verwischen. Immer aufs neue wäzen sich die blaugrünen Wogenberge heran; unaufhaltsam eilen sie vorüber. Am Bug des Schiffes springen sie zornig hinauf, schäumend wie unbändige Roffe über das Hindernis in ihrer Bahn. Aber ihr Dränger, der Nordwestwind, scheint keine böse Absichten im Schilde zu führen; zwar höre ich seine Geißel fausen im Tauwerk der Masten, und das Schiff schlingert so beträchtlich, daß heute mittag schon zwei Drittel der Passagiere an der Mittagstafel fehlten. Am 7. Juli, also gestern, ging unsere Abfahrt von Kopenhagen bei schönstem Wetter vonstatten. Der „Sterling“ bot im Schmuck der vielen bunten Wimpel ein farbenprächtiges Bild. Hoch am Mast flatterte lustig die Islandsflagge mit dem weißen Falken im blauen Felde. Der erste Gruß von der fernem Insel im hohen Norden. Verwandte und Freunde kamen an Bord, um Abschied zu nehmen. Das letzte Gepäck wurde hinaufgelangt. Dann bestieg der Kapitän die Brücke und ein dreimaliger Pfiff der Dampfpeife ertönte. Nun stürmte alles, was nicht mitfahren wollte, eilig von Bord. Langsam setzte sich der „Sterling“ in Bewegung. Vom Ufer schallten Abschiedsgrüße herüber: „Farvel! Farvel!“ Lange noch, als wir die Personen schon nicht mehr erkennen

* Verlag „Vorwärts“ Berlin. (Siehe Hauptblatt.)

konnten, sahen und erwiderten wir ihr Grüßen durch Hüte- und Lucherschwenken. Der letzte Teil unserer Fahrt war wunderschön. Als ich gestern morgen nach einer miserablen Nacht auf Deck erschien, war der Wind umgesprungen und die See sehr bewegt; man mußte sich festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Überall, soweit das Auge reichte, erblickte es die weißen Schaumkämme der Wogen, ein unvergeßlich herrlicher Anblick! Endlich sah ich auch die ersten Vorboten der schottischen Küste: Mit langsamen Flügelschlägen strichen Basstölpel dicht über das Meer, zu zweien und mehreren in Ketten geordnet; man erkennt sie leicht an ihrem weißen Gefieder und den schwarzen Flügelspitzen. Je näher wir der Küste kamen, desto häufiger wurden sie. Einige flügge Junge im braunen Federkleid saßen auf dem Wasser. Ein und wieder zogen Lorbalken schwirrenden Fluges vorüber. Das Wetter wurde zusehends klarer und ruhiger, und wir sahen bald die Berge der nahen Küste aus dem Meere emporsteigen.

Vom Ritt in das Innere.

Um 9 Uhr heute morgen sind wir aus Reykjavik geritten bei schönstem Sonnenschein. Links über der Bucht von Reykjavik tauchte eben der Gipfel der Esja, deren finstere Bergmasse an der Bucht von Reykjavik die Nacht hält, aus den Wolken; hinter uns in weiter Ferne, aber trotzdem in voller Klarheit, erglänzte der weiße Snaefells-Fjötull (Schneefeld-Gletscher). Links und rechts vom Wege liegen weite Lavafelder, die auf den ersten Blick einen trostlosen Eindruck machen; bei näherer Betrachtung findet man jedoch auch in diesen Einöden vielgestaltiges und freudiges Leben. Es ist immer und überall die alte Geschichte: Begnügt man sich mit dem ersten Eindruck, so wird man immer nur eine oberflächliche Kenntnis der Natur eines Landes erhalten. Ich muß gestehen, für mich haben die einsamen Lavafelder und Steinhalden schon nach kurzer Zeit alles Schauerliche und Trostlose verloren; ich habe auch hier, fernab vom menschlichen Treiben, dieselben Kräfte allgegenwärtig gefühlt, die an anderen Orten das bunte Kleid des Lebens wirfen.

Zwischen den regellos umherliegenden Lavablöcken leuchten hier und da die violetten Polster des Thymians hervor; auf kleinen Hügeln wächst die Rauschbeere, und manche andere Blume krüftet hier ein zwar bescheidenes, aber freundliches Dasein. Und wo Blumen sind, gibt es natürlich auch Schmetterlinge und Käfer und

Schnecken. Und wo Insekten leben, da leben auch Vögel. Zwei Vogelarten sind es vor allem, die uns, sobald wir Steinfelder durchritten, ständig das Geleit gaben: Regenbrachvogel und Goldregenpfeifer, die hier, wo ihnen nicht nachgestellt wird, viel weniger scheu sind als bei uns zu Hause. Außerdem haben sie jetzt Junge, die noch nicht ganz flügge sind, da vergessen sie ihre Vorsicht so weit, daß sie uns häufig bis auf wenige Meter herankommen lassen. Der Regenbrachvogel heißt bei den Isländern Spói (zweiflügelig) und der Goldregenpfeifer Heiðlóa. Die beiden Vögel passen mit ihrer Farbe, mit ihren melancholischen Flötentrufen, überhaupt mit ihrem ganzen Wesen so vorzüglich in diese Umgebung, daß sie zu Charaktervögeln der Steinfelder und Heiden werden. E. Sonnemann.
(Zitron Brand.)

o o o

Spiele der Tiere.

II.

Die Geschichte des Staren ist euch bekannt, den ein Bube in seiner Tasche hatte, und der auf die Frage seines Herrn: „Gans, wo bist du?“ antwortete: „Hier bin ich.“ Es werden dem Staren noch viele glaubwürdige und lustige Streiche nachgesagt. Manche Gelehrte zählen auch die Steindrossel und Amsel zu den sprechenden Vögeln, andere bestreiten aber, daß die beiden das Sprechen erlernen könnten. Dagegen ist es zweifellos wahr, daß die Steindrossel Melodien pfeifen lernt.

Der Pudel, dem man große Gelehrigkeit nachrühmt, verdankt diese wahrscheinlich auch seiner Liebe zur Nachahmung. Wahre Meister derselben sind aber unter den Säugetieren die Affen, das Wort nachahmen läßt das schon erkennen. Ihre Lust und Fähigkeit, alles nachzuahmen, hat ihnen bei den Agyptern den Namen An, Anin, Anan eingebracht, was soviel wie Nachahmer heißt. Die alten Griechen und Römer kannten den Trieb der Affen, alles nachzuahmen. Die vornehmen Römer, die wie die Reichen und Vornehmen aller Zeiten und Länder viel freie Zeit hatten, ließen sie zu allerhand Kunststücken abrichten, so daß sie reiten, tanzen, kutschieren, die Flöte blasen und auf der Leier spielen konnten. Natürlich sind nicht all die merkwürdigen Geschichtchen wahr, die man vom Affen erzählt. So bezweifelt zum Beispiel Karl Groß, daß die Zunder die Affen zum Einsammeln des Pfeffers brauchen. Dagegen bringt er in seinem Buche „Spiele der Tiere“ eine Schilde-

rung von Fr. Ellendorf, der sich einen kleinen schwarzen Affen mit weißem Kopfe in Costa Rica (Mittelamerika) aufgezogen hatte. „Am ersten Tage, als ich ihn bei mir in der Stube frei umherlaufen ließ, saß er vor mir auf dem Tische und untersuchte emsig alles, was er dort vorfand. Endlich fiel ihm auch ein Schächtelchen mit Streichzündhölzchen in die Finger. Es dauerte nicht lange, so hatte er es geöffnet, roch hinein und schüttete den Inhalt auf den Tisch. Ich nahm nun ein Zündhölzchen, riß es über den Deckel und hielt es dem Affen hin. Voll Verwunderung riß er die kleinen Augelchen auf und sah starr in die helle Flamme. Ich zündete nun ein zweites und drittes an und hielt sie ihm wieder hin. Endlich streckte er zögernd das Pöfchen danach aus, nahm das Zündhölzchen, hielt es vor das Gesichtchen und schaute verwundert in die Flamme. Plötzlich kam die Flamme an die Fingerchen, und im Nu hatte er das Zündholz fortgeworfen. Ich machte nun die Schachtel zu und stellte sie vor mich hin. Nach der hastigen Manier der Affen glaubte ich, daß er sich augenblicklich darüber hermachen würde. Dies geschah jedoch nicht. Der Affe setzte sich neben die Schachtel, besah und beroch sie von allen Seiten, ohne sie anzufassen; dann kam er zu mir, schmiegte sich an mich und ließ seine leise bittenden Töne hören, als wenn er voll Verwunderung sei und fragen wollte: Was ist denn das? Dann ging er wieder zu der Schachtel, drehte sie nach allen Seiten um und versuchte sie zu öffnen. Es dauerte nicht lange, so war ihm dieses gelungen, und ich glaubte nun, er würde hastig hineingreifen. Allein er tat es nicht. Er schien ängstlich und unsicher, hüpfte drum herum und kam endlich wieder zu mir mit seinen bittenden Tönen. Ich zündete nun wieder ein Zündhölzchen auf dem Deckel an und hielt es ihm hin. Als es ausgebrannt war, nahm er sich eins, riß es über den Deckel, der vor ihm stand und warf ihn dabei um. Rasch drehte er ihn wieder um, die Streichseite nach oben, und fing wieder an zu reißen. Durch Zufall hatte er das Hölzchen verkehrt in der Hand. Ich drehte es ihm um, und augenblicklich fing er wieder an zu reißen, bis es zündete. Jetzt erit schien er zu sich selbst zu kommen. Sein ganzes Wesen zeigte die größte Freude und Aufregung; mit der ganzen Hand griff er hinein, nahm wohl ein Duzend und fing an zu reißen, bis sie zündeten.“

Diese Geschichte zeigt nicht bloß die Nachahmungslust des Affen, sondern auch seine

Neigung, alles genau zu untersuchen, was ihm auffällt. Diese Neigung teilt er übrigens mit vielen Menschenkindern, denen es ein Hauptspaß ist, an Vaters Uhr, Mutters Büchern oder Nähzeug herumzuprobieren und herumzumeitern. Wie groß der Nachahmungstrieb der Tiere ist, könnt ihr daraus ersehen, daß junge Vögel bestimmter Arten nicht von selbst so singen wie ihre Eltern, wenn sie deren Gesang nicht hören, dafür aber lernen sie ganz so singen wie die Vögel, mit denen sie zusammen wohnen und spielen. „Junge Hänflinge, die in Gesellschaft von guten Gesangslerchen aufgezogen wurden, sangen wie ihre Lehrer, und verlernten das auch nicht, wenn sie unter ihresgleichen lebten.“ Ein Stieglitz sang wie ein Zaunkönig, ohne irgend eine seiner Art eigentümliche Melodie. Das gleiche wird von früh aus dem Neste genommenen Steinschmähern, Weißkehlchen, Dompfaffen, Nachtigallen, Rotschwänzchen berichtet. „Auch zwei Arten von Wölfen, die von Hunden aufgezogen wurden, lernten bellen, was manchmal auch der Schafal tut.“ Es wird erzählt, daß ein von einer Katze aufzogener Hund von seiner Pflegemutter gelernt hatte, die Pfoten zu lecken und damit Ohren und Gesicht zu waschen, was sich natürlich drollig ausnahm. So groß aber die Lust und die Fähigkeit der Tiere auch ist, spielend allerlei nachzuzahlen, so hat doch die Möglichkeit, das zu tun, ihre Grenzen. Ein Tiger kann unter Scharen von Vögeln leben, er wird nie singen, ein Kanarienvogel wird niemals bellen oder miauen. Damit Tiere dies und jenes nachahmen lernen, müssen sie bestimmte körperliche Werkzeuge und Fähigkeiten haben, die ihnen die Nachahmung erlauben. Die Stärke der von den Vorfahren jahrhundertlang vererbten Eigenschaften und Triebe ist sehr oft viel stärker als der Einfluß von allem, was die Tiere sehen und was auf sie einwirkt. Und solche ererbten Triebe und Fähigkeiten kommen ebenfalls im Spiele zum Vorschein. Dadurch werden uns manche Spiele der Tiere erklärlich, die uns zuerst ganz rätselhaft erscheinen. Wir lernen ihren Sinn erst verstehen, wenn wir die Heimat, die Lebensweise der Vorfahren dieser Tiere kennen. So erklären sich die lustigen „Vocksprünge“ des Meisters Ziegenbart wahrscheinlich dadurch, daß die Ziegen früher im Gebirge lebten und die Geschicklichkeit und Lust zum Springen und Klettern auf ihre Nachkommen vererbten. „Schon das einige Wochen alte Zicklein,“ sagt Venz in der Gemeinnützigen

Naturgeschichte, „zeigt die große Lust, die halbsbrechendsten Unternehmungen zu wagen. Immer führt ihn sein Trieb bergauf. Auf Holz- oder Steinhäufen, auf Mauern oder Felsen klettern, Treppen hinaufsteigen, das ist sein Hauptvergnügen.“

Ein leidenschaftlicher Freund des Spielens ist auch der Waschbär. „Besonders in der Gefangenschaft gerät er auf die drolligsten Einfälle, um sich die Langeweile zu vertreiben. Bald sitzt er aufrecht in einem einsamen Winkel und ist mit dem ernstesten Gesicht von der Welt oft stundenlang damit beschäftigt, sich einen Strohalm über die Nase zu binden; bald spielt er nachdenklich mit den Zehen seiner Hinterfüße oder hascht nach der wedelnden Spitze der langen Rute. Ein anderes Mal liegt er auf dem Rücken, hat sich einen ganzen Haufen Heu oder dürre Blätter auf den Bauch gepackt und versucht nun, diese lockere Masse festzuhalten, indem er die Rute mit den Vorderpfoten fest darüberzieht. Kann er zum Mauerwert gelangen, so kraht er mit seinen scharfen Nägeln den Mörtel aus den Fugen und richtet in kurzer Zeit unglaubliche Verwüstungen an. Wie Jeremiaß auf den Trümmern Jerusalems hockt er dann mitten auf seinem Schutthaufen nieder, schaut finsternen Blickes um sich und lüftet sich, erschöpft von der harten Arbeit, das Halsband mit den Vorderpfoten.“ Seinen Namen trägt er auch nicht ohne Grund, denn das Waschen ist seine Leidenschaft. L. Beckmann, der die oben geschilderten Beobachtungen gemacht hat, erzählt, daß der Waschbär in helle Begeisterung gerät, wenn er eine gefüllte Wasserbütte erblickt. „Er wird alles aufbieten, um in ihre Nähe zu gelangen. Zunächst wird nun die Höhe des Wasserstandes vorsichtig untersucht, denn nur seine Pfoten taucht er gern ins Wasser, um spielend verschiedene Dinge zu waschen.“ Sehr hübsch ist auch ein Spiel der Gamsen, das unserem Schlittschuhlaufen sehr ähnlich sieht. Brehm erzählt darüber:

„Wenn die Gamsen im Sommer bis zu dem Firnschnee emporgestiegen sind und sich vollkommen ungeführt wissen, vergnügen sie sich oft damit, daß sie sich an dem oberen Ende stark geneigter Firnflächen plötzlich in kauern-der Stellung auf den Schnee werfen, mit allen Läusen zu rudern beginnen, nunmehr auf der Schneefläche nach unten gleiten und oft 100 bis 150 Meter in dieser Weise schlittens-fahrend durchmessen, wobei der Schnee hoch aufsteigt und sie wie mit Puderstaub bedeckt. Unten angekommen, springen sie wieder auf

die Läufe und klettern langsam denselben Weg hinauf, welchen sie herabrutschend zurückgelegt hatten. Die übrigen Mitglieder des Rudels schauen den gleitenden Kameraden vergnüg-lich zu, und eines wie das andere Stück beginnt dann dasselbe Spiel. Oft fährt eine und dieselbe Gams zwei-, drei- und mehrmal über den Firnschnee herab; oft gleiten mehrere unmittelbar nacheinander in die Tiefe. Dieses reizende Spiel haben die Gamsen wahrschein-lich gelernt, als sie über weite Schneefelder fort mußten. So hat sich also aus einer Notwendigkeit ein Spiel entwickelt. Wenn aber das Spiel Ernst wird, wenn die Tiere das klettern, Laufen, Schwimmen und Fliegen zum Nahrungsmittelsuchen verwenden, oder die gelernten Kunststücke dazu benützen, den Feind anzugreifen oder zurückzuschlagen, dann wird das heitere Spiel zu ernster Arbeit. Was die jungen Tiere im Spiele gelernt haben, brauchen die alten, um ihr Leben zu erhalten. Sie lehren es ihrerseits wieder ihren Kindern und Pfleglingen, wobei sie von dem Trieb zur Nachahmung unterstützt werden, der den Tieren innewohnt.

ed.

o o o

Die Mühle, die auf dem Meeresgrund mahlt.

Ein nordisches Weihnachtsmärchen.

In alten Zeiten gab es einmal zwei Brüder; der eine war reich und der andere arm. Als nun der Weihnachtsabend herankam, hatte der arme keinen Bissen zu essen im Hause, weder Fleisch noch Brot; er ging deshalb zu seinem Bruder und bat ihn um eine Kleinig-keit zu Weihnachten. Es war wohl nicht das erstemal, daß ihm der Bruder hatte etwas geben müssen; aber er war immer geizig und daher nicht sonderlich erfreut über den Besuch. „Willst du tun, was ich dir sage, dann sollst du einen ganzen Schinken bekommen,“ sagte er. Ja, das wollte er gerne, sagte der arme Bruder und bedankte sich.

„Da hast du ihn, fahr nun zur Hölle damit,“ sagte der Reiche und warf ihm den Schinken hin.

„Was ich versprochen habe, muß ich halten,“ sagte der andere; er nahm den Schinken und machte sich auf den Weg. Dann wanderte er den ganzen Tag hindurch, bis er in der Dämme- rung an ein Haus kam, aus dem es hell heraus- schimmerte. „Hier ist gewiß die Hölle,“ dachte der Mann mit dem Schinken. Im Holzschuppen stand ein alter Mann mit einem langen weißen

Barte, der zum Weihnachtsabend Holz klein machte.

„Guten Abend,“ sagte der Mann mit dem Schinken.

„Guten Abend, wohin willst du noch so spät?“ fragte der Alte.

„Ich sollte eigentlich in die Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich auf dem rechten Wege dahin bin,“ antwortete der Arme.

„Doch, du bist ganz recht gegangen, dies hier ist die Hölle,“ sagte der alte Mann.

„Wenn du aber nun hineinkommst, werden sie dir alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle; aber du sollst ihn nicht für Geld verkaufen, sondern die alte Handmühle verlangen, die hinter der Tür steht. Wenn du dann wieder herauskommst, will ich dir zeigen, wie man die Mühle behandeln muß; die ist nämlich zu allerlei nütze.“

Der Mann mit dem Schinken dankte für die gute Auskunft und klopfte bei dem Teufel an. Als er hineinkam, ging es, wie der alte Mann gesagt hatte; alle Teufel, die großen und die kleinen, wimmelten um ihn herum wie Ameisen, und der eine überbot immer den anderen, um den Schinken zu bekommen.

„Ich hatte freilich die Absicht, ihn mit meinem Weibe zum Christabend zu verzehren,“ sagte der Mann; „da ihr jedoch so erpicht darauf seid, will ich ihn euch lassen. Aber wenn ich ihn verkaufen soll, so will ich die alte Handmühle dafür, die hinter der Tür steht.“

Der Teufel wollte die Mühle nicht gern hergeben; er feilschte und handelte mit dem Manne, dieser aber blieb bei seiner Bedingung, und so mußte der Teufel mit der Mühle heraussücken. Als dann der Mann wieder auf den Hof herauskam, fragte er den alten Holzfäller, wie er nun die Mühle gebrauchen müsse, und als der es ihm gezeigt hatte, bedankte er sich und machte sich schnellstens auf den Heimweg. Aber so sehr er sich auch beeilte, so kam er doch erst nach Hause, als es eben in der Christnacht zwölf Uhr schlug.

„Aber wo in aller Welt bist du denn geblieben?“ fragte die Frau. „Hier habe ich nun Stunde um Stunde gefessen und gewartet, und habe nicht einmal zwei Stecken, die ich kreuzweise zum Feuer unter den Topf mit der Weihnachtssuppe hätte legen können.“

„Ach, ich konnte nicht früher kommen, denn ich mußte noch allerlei besorgen, und einen weiten Weg hatte ich auch. Aber jetzt sollst du mal sehen,“ sagte der Mann. Er stellte

die Mühle auf den Tisch und befahl ihr, zu mahlen. Zuerst Lichter, dann ein Tisch Tuch, dann Essen und Bier und sonst allerlei Gutes zum Weihnachtschmaus; und wie er der Mühle befahl, so mahlte diese. Seine Frau bekreuzte sich einmal um's andere und wollte wissen, wo er die Mühle her habe, aber der Mann wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Es ist ganz einerlei, wo ich sie her habe. Du siehst, daß die Mühle gut ist, und daß das Mahlwasser nicht einfriert,“ sagte der Mann. Und so mahlte er Essen und Trinken und alle guten Sachen für die ganze Weihnachtszeit, und am dritten Tage lud er seine Freunde zu sich ein, denn er wollte ihnen ein Gastmahl geben.

Als der reiche Bruder sah, was alles zu dem Festmahl bereit stand, ärgerte er sich grün und gelb, weil er seinem Bruder nichts gönnte.

„Am Weihnachtsabend war er noch so bettelarm, daß er zu mir kam und mich um eine Kleinigkeit bat, und jetzt hält er ein Fest, wie wenn er Graf oder König wäre,“ sagte er. „Aber wo zum Satan hast du denn den Reichtum gefunden?“ fragte er den Bruder.

„Hinter der Tür,“ sagte der, dem die Mühle gehörte, denn er hatte keine Lust, dem Bruder Rechenenschaft darüber abzulegen. Aber später am Abend, als er etwas im Kopfe hatte, konnte er sich nicht länger zurückhalten, und nun rückte er mit der Mühle heraus. „Da siehst du die Gans, die mir die goldenen Eier legt,“ sagte er und ließ die Mühle bald dies, bald jenes mahlen.

Als der reiche Bruder dies sah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen, und schließlich willigte der Bruder auch ein, sie ihm zu lassen; aber dreihundert Taler müsse er ihm dafür geben, und außerdem bedang er sich noch aus, daß er die Mühle bis zur Heuernte behalten dürfe. „Denn wenn ich sie noch so lange behalte, kann sie mir für viele Jahre Essen gemahlen haben,“ dachte er.

Wie man sich wohl denken kann, wurde während dieser Zeit die Mühle nicht rostig, und als die Heuernte herankam, erhielt sie der Bruder, aber der andere hatte sich wohl gehütet, ihm zu zeigen, wie man sie behandeln mußte. Abends brachte der Reiche die Mühle nach Hause, und am nächsten Morgen befahl er seiner Frau, mit den Mähern aufs Feld hinauszugehen und das Heu hinter ihnen auszubreiten; er werde selbst für das Mittagessen sorgen, sagte er. Als nun die Mittagszeit herankam, stellte er die Mühle auf den Küchentisch. „Mahlte Hering und Milchsuppe; aber schnell und viel!“ sagte der Mann.

Da fing die Mühle zu mahlen an, Hering und Milchsuppe, erst alle Schüsseln und Töpfe voll, dann immer weiter, daß der ganze Küchenboden davon überschwemmt wurde. Der Mann drehte und schraubte an der Mühle, um sie abzustellen; aber wie er auch daran herumhantierte, die Mühle blieb nicht stehen, und zuletzt war die Milchsuppe in der Küche schon so hoch, daß der Mann in Gefahr war, zu ertrinken. Da riß er die Stubentür auf; aber schon nach kurzer Zeit hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlen, und nur mit knapper Not konnte der Mann in der Flut von lauter Milchsuppe noch die Türklinke finden. Als er nun die Tür aufgemacht hatte, stürzte er eiligst hinaus ins Freie, und die Flut von Hering und Milchsuppe hinter ihm her, so daß sie sich über den ganzen Hof und die Felder hinwälzte.

Indessen meinte die Frau, die das Heu auf dem Felde ausbreitete, es daure doch gar zu lange, bis das Mittagessen fertig sei. „Wir wollen jetzt nur nach Hause gehen, wenn uns der Herr auch nicht ruft,“ sagte sie zu den Nähern. „Er wird wohl die Milchsuppe nicht allein zustande bringen, und ich muß ihm helfen.“ Sie zogen also langsam heimwärts; aber als sie den Hügel hinter sich hatten, wogte ihnen Hering und Milchsuppe und Brot, alles durcheinander, entgegen, und der Mann lief immer davor her. Ach, daß jeder von euch hundert Wäuche hätte!“ rief er. „Aber nehmt euch in acht, daß ihr nicht in dem Mittagessen ertrinkt.“ Damit jagte er, wie vom Teufel besessen, an ihnen vorbei und hinüber zu seinem Bruder. Den bat er, doch die Mühle wieder zu nehmen, und zwar augenblicklich. „Denn wenn sie noch eine einzige Stunde mahlt, dann ertrinkt das ganze Dorf in Hering und Milchsuppe,“ rief er.

Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wiedernehmen, wenn ihm der andere nicht noch dreihundert Taler dazu bezahlte, und es blieb dem Reichen nichts übrig, er mußte mit dem Gelde herausrücken. Jetzt hatte der Arme sowohl Geld als auch die Mühle, und es dauerte nicht lange, da hatte er sich ein Haus gebaut, noch viel schöner als das, in dem der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände ganz mit Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag dicht am Meeresstrand, da konnte man es vom Meere aus schon von weitem blinken und glänzen sehen. Alle, die vorbeifuhren, hielten an, um den reichen Mann in dem goldenen Hause zu besuchen und die wunderbare Mühle

zu sehen, denn sie wurde weit und breit berühmt, und es gab niemand, der nicht davon reden gehört hätte.

Schließlich kam auch einmal ein Schiffer an, der die Mühle sehen wollte, und als er sie sah, fragte er, ob sie auch Salz mahlen könnte. „O ja, Salz kann sie auch mahlen,“ sagte der Mann, dem sie gehörte; und als der Schiffer das hörte, wollte er die Mühle mit Gewalt haben, mochte sie kosten, was sie wolle. „Denn,“ dachte er, „wenn ich sie hätte, brauchte ich nicht mehr über so gefährliche Meere nach Salz zu fahren.“

Anfangs wollte der Mann sie durchaus nicht hergeben; aber der Schiffer ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, und schließlich erhielt er auch die Mühle für viele, viele tausend Taler.

Als der Schiffer die Mühle aufgeladen hatte, hielt er sich nicht lange auf, denn er hatte Angst, der Mann könnte wieder anderen Sinnes werden; zu fragen, wie man die Mühle behandeln müsse, dazu nahm er sich gar nicht Zeit, er brach sie so schnell wie möglich in sein Schiff und stieß ab. Als er eine Strecke weit aufs Meer hinausgefahren war, holte er die Mühle hervor. „Mahle Salz, aber schnell und viel!“ befahl er. Nun ja, die Mühle begann Salz zu mahlen, daß es nur so sprühte. Als das Schiff voll war, wollte der Schiffer die Mühle abstellen; aber wie er auch drehte und schraubte, die Mühle mahlte immer weiter, der Salzhaufen wurde immer größer, und schließlich sank das Schiff. Da steht nun die Mühle auf dem Meeresgrund und mahlt noch bis auf den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwasser so salzig ist.

o o o

Schnee.

Wer hätte das gedacht!
Sagt mir, Brüder und Schwestern,
Wer dachte das noch gestern,
Daß es so schneien würd' über Nacht?
Auf unserm Dach die Kräh',
Die sagt: Wie mich's gefreut hat,
Daß es so stark geschneit hat!
Wenn man so schwarz, schwarz, schwarz ist,
Macht man sich gut auf dem weißen Schnee.

J. Trojan.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Jettin (Jundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.